

er lange und innig gelebt, intimer kann man sich mit ihrer Art nicht mehr verbinden: er muß wohl ihre Absonderlichkeiten gut verstehen, er kann sich von ihren Grimassen nicht täuschen lassen. Nie hat das Leben eifriger daran gearbeitet, jemanden zum Director auszubilden. Nichts fehlt ihm. Nur eine Gabe hat er, die einen Director freilich fördern kann, aber es ist auch möglich, daß sie ihm gefährlich wird. Sie darf nicht verschwiegen werden.

Wer ihn kennt und beobachten durfte, unterläßt es nicht, seine diplomatische Begabung zu loben. Es heißt, daß er jeder Intrigue gewachsen ist. Er soll es verstehen, die unausgesprochenen Motive den Menschen abzusehen und indem er ihnen nachzugeben scheint, weiß er sie auszunützen. Gegner, Concurrenten, falsche Freunde wird er durch schlaue Züge los; bevor sie noch etwas ahnen, müssen sie ihm schon dienen. In der Behandlung der Presse, obstinater Schauspieler und mitredender Gömmer soll er ein unvergleichlicher Künstler sein. Das wird ihm gewiß sehr nützen. Aber es ist doch auch eine Gefahr dabei. Kein Director kommt aus, ohne so ein Diplomat zu sein. Aber es kann ihm geschehen, daß er über dem Vergnügen an der Diplomatie, die doch nur dienen soll, sein Amt vergißt, das ja doch noch wichtiger ist. Es kann ihm passieren, so stolz auf seine Intriguen zu werden, daß er gar keine Zeit mehr hat, auch den Director zu zeigen.

Das sind die Gedanken, die jene Meldungen der Journale verbinden. Ich habe sie so hingeschrieben. Große Hoffnungen erwachen; ob er sie halten wird, kann niemand wissen. Gewiß ist, daß seine Ernennung das Kaimundtheater heben wird; sein bloßer Name schon stellt es sofort neben das Burgtheater und das Volkstheater hin. Nun wollen wir sehen, ob er auch die Kraft haben wird, es auf dieser Höhe zu behaupten.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Es war uns im vorhinem klar, daß wir mit dem Artikel „Vertheuert es Licht der Armen“ in Nr. 73 der „Zeit“ in ein Wespennest stechen würden, und es wundert uns darum auch nicht, daß ein ganzer Schwarm kleiner Blättchen aufgefliegen ist, die uns wegen jenes Artikels zu beißen versuchen. Wir lassen sie ruhig gewähren, in dem Bewußtsein, eine Pflicht erfüllt und die Wahrheit gesagt zu haben. Denn soviel ist jetzt auch dem Mindereingeweihten schon einleuchtend: Das Complot, den Einfuhrzoll für Kohöl zu erhöhen, bestand und besteht noch immer. Herr v. Sczapanowski bekennt dieses Verlangen der Producenten in seiner dieswöchentlichen Parlamentsrede ausdrücklich ein, und auch die Nachrichten der Finanz- und Bankenblätter bekräftigen es. Nur scheint die Entrüstung, welche die Aufdeckung des geplanten Vortzuges wachgerufen hat, auf die Ansprüche etwas mäßigend gewirkt zu haben. Früher wollte man den Zoll von 2 Gulden Gold verdoppeln, jetzt aber heißt es, daß man sich mit einer Zollerhöhung von einem Gulden oder gar nur 75 Kreuzern Gold „begnügen“ würde. Wie bescheiden! Der Herr Abg. Sczapanowski, der in den letzten Tagen in so beweglichen Worten für die Zollerhöhung im Parlamente eintrat, ist auch Vicepräsident der Petroleum-Industrie-Gesellschaft Schodnica, deren Actien auf ein Nominale von 250 fl. lauten, an der Börse aber einen Cours von circa 750 fl. haben. Ferner ist bekannt geworden, daß ein englisches Consortium einer galizischen Firma ihre Gruben mit 4½ Millionen Gulden abgekauft habe. Den Producenten von Kohöl, ob sie nun zur Ausbeutung ihrer Gruben — und des Publicums sich vergesellschaften oder Einzelunternehmer bleiben, scheint es also gar nicht so schlecht zu gehen, daß die Regierungen einen Anlaß hätten, ihnen mit einer Zollerhöhung, sei sie klein oder groß, hilfreich unter die Arme zu greifen. Wir bleiben also trotz der wider uns erhobenen Angriffe dabei, daß die Lage der galizischen Kohölindustrie keinen Anlaß gibt, den Zoll hinaufzusetzen. Sollten die Regierungen anlässlich der Ausgleichsverhandlungen democh etwas deraartiges vereinbaren, so wird es Sache der Parlamente sein, sich dagegen zu wehren. Es sitzen ja zum Glück nicht lauter Vicepräsidenten von Petroleumgesellschaften in der Kammer.

Volkswirtschaftliches.

Wenige große Banken des Continents, vielleicht gar keine, erzielen so hohe Erträgnisse, zahlen so fette Dividenden, weisen so glänzende Bilanz-ziffern auf und zeigen eine so außergewöhnliche Liquidität, wie die Oesterreichische Bodencredit-Anstalt. Und doch muß man gegen ihre Verwaltung den Vorwurf erheben, daß die Mittheilungen, welche sie den Actionären über die gesellschaftlichen Operationen, über die Zusammensetzung der einzelnen Bilanzposten und der Erträgnisse macht, sich auf das denkbarste Minimum beschränken und daß das Bemühen sichtbar ist, die Bilanz so undurchsichtig und complicitiert als möglich zu gestalten. Es sind complicitierte Rechnungen nötig, um das Anwachsen der Reservefonds von Jahr zu Jahr controlieren zu können; es ist eine Post in der Bilanz, welche vor wenigen Jahren nur 2 Millionen betragen hat und heute größer ist, als das ganze Actien-capital — Salbi laufender Rechnungen — von welcher niemand weiß, was sie bedeutet. Es wird ein Reservefonds mit 5 Procent jährlich verzinst, ein zweiter mit 4 Procent, ein dritter gar nicht. Die Gewinne werden überhaupt nicht specificiert nach Zinsen, Provisionen, Effecten und Consortial-Gewinnen u. s. w. Wir sind ganz überzeugt, daß die Bilanz dieses Instituts eine ungleich verlässlichere ist, als die mancher anderer Banken, welche es an Details durchaus nicht fehlen lassen, wie z. B. der Bankverein oder die Länderbank. Aber es gilt, ein Princip zu wahren, und es wäre die Aufgabe eines guten Actien-gesetzes, das Minimum der im Jahresberichte zu veröffentlichenden Bilanz-

details zu bestimmen. Es interessiert dies nicht nur die Actionäre, welche selbst die Pflicht hätten, Ausklärungen zu verlangen. Ein Institut, das pupillarlichere Pfandbriefe in der Höhe von 175 Millionen ausgibt, ist zu einer präciseren öffentlichen Rechnungslegung verpflichtet. Auch könnte ja eines Tages der jetzigen vorsichtigen Verwaltung eine weniger solide folgen, die sich dann auch auf das altgewohnte karge Maß von Mittheilungen beschränken würde. Endlich verdirbt böses Beispiel gute Sitten; und wenn z. B. die Anglo-Oesterreichische Bank fortfahren wird, das Maß von Details der Bilanz in der gleichen Weise zu restringieren, wie es in den letzten Jahren geschehen ist, so wird sie in absehbarer Zeit die gesellschaftlichen Operationen mit demselben Geheimnis umgeben, wie die Bodencredit-Anstalt.

Dem Bankverein, dem die geplante Actienemission nicht wenig Sorgen bereitet, von welchen wir noch Gelegenheit haben werden zu sprechen, ist nunmehr die Anglo-Oesterreichische Bank mit dem Beschluß, das Actien-capital zu vermehren, gefolgt. Diese Emission dürfte weniger Schwierigkeiten bereiten, denn der Anglobank pflegt man alles andere eher nachzugeben, als daß sie sich in waghalsige Unternehmungen einlasse. So soll sie auch von den Schodnica-Actien nur einen relativ recht kleinen Antheil behalten haben; so ängstlich ist die Leitung gewesen, was sie heute gewiß sehr bedauert. Andererseits hat sich das reguläre Bankgeschäft des Instituts so sehr erweitert, daß das eigene Capital thatsächlich nicht mehr auszureichen scheint; denn wenige Banken zeigen eine so geringe Liquidität der Mittel wie die Anglobank, und neues Capital ist für sie dringendes Bedürfnis. Ob der Moment dafür gerade glücklich gewählt ist, darüber ließe sich streiten. Uns scheinen die Aussichten des Bankgeschäfts für die nächsten Jahre nicht gerade glänzend zu sein. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß das Bankcommissionsgeschäft für die galizische Petroleumindustrie, welches die Anglobank vermittelt wird, hübsche Provisionen abwerfen werde.

Kunst und Leben.

Die Premidren der Woche: Paris: Renaissance, „la figurante“ von Francois de Curel. Nouveautés, „la Tortue“ von Leon Gandillot. Odéon, Reprise von „Danicheff“ von Pierre Newski. Porte Saint-Martin, Reprise von „Thermidor“ von Victorien Sardou. London: Savoytheater, „Der Großherzog“ von Gilbert und Sullivan. Meiningen: Hoftheater, „Don Juan und Faust“ von Grabbe. München: Gärtnertheater, „Die Nixe“ von Spashinski.

Gut inscenirt, glänzend dargestellt kann man jetzt im Burgtheater den „Gwisenswurm“ sehen. Eine so vollkommene, unbesteckte, ja hinreißende Vorstellung haben wir in dieser Saison noch nicht gehabt. Der Grillhofer des Herrn Lewinsky, die anmuthige, nur ein bisschen gar zu sehr für das Schützenkränzchen gekleidete Lies der Frau Schrat, der Wasl des Herrn Kutschera, die Episoden des Fräulein Kallina und der Herren Kracher und Moser, jede dieser Figuren steht gesund und frohend da. Aber weit hat alle noch der prachtvolle Dusterer des Herrn Bonu übertroffen, eine köstliche, in Maske, Ton und Geste unwiderstehliche Gestalt, wie von Leibl mit seinem massiven, saftigen und altmeisterlichen Pinsel hingemalt. Rauchend hat ihm das Publicum gedankt und man kann nun wohl ruhig sein: wenn dieser große Künstler jetzt auch grollend geht, es ist kein Zweifel, er kommt zurück, gerade wie Mitterwurzer zurückgekommen ist, den man auch Jahre lang mit denselben Beschuldigungen hieaniert hat.

Eine Rolle für Throkt, eine Rolle für die kleine Netty und dann natürlich zuletzt der unvermeidliche Circus, mit dem schönen Fräulein Kalmar zu Pferde, nicht viel Wit, sehr viel Nührung — das ist das neue Stück von Franz von Schönthan, das „Circusleute“ heißt. Es gefällt den Leuten sehr: der Geschmack scheint sich also jetzt wieder zum Nührenden hinzuwenden und man muß auf eine Rückkehr der larmoyanten Komödie gefaßt sein; heulend wird man jetzt die größten Tantiemen verdienen. Von der Darstellung ist eine unübertreffliche Charge des Fräulein Zampa und Herr Christians zu nennen, der eine nichts-würdige, ganz verkümmerte Rolle so klug und grazios spricht, daß sie beinahe lebendig wird; er ist ein wunderliches, beunruhigendes Talent: in jeder gefährlichen oder undankbaren Rolle wirkt er wie ein großer Künstler, aber wenn er eine gute hat, ist er schlecht.

Nach dem großen und verdienten Bühnenerfolg des „Bruder Martin“ hat sich Herr Costa den „Schönheitspreis“ sehr leicht gemacht. Was dort die Stimmung so begünstigt hat, das gerade und ruhige Zu-Ende-Wachsen der Scenen, fehlt hier ganz. Bunt und willkürlich und mit weitgehendster Anwendung der Possentienz sind die Einfälle aufeinander gestickt. Herr Costa hat offenbar die Durchschnittsrepertoirepossen des Kaimundtheaters gesehen und sich dabei gedacht, es wird auch so gehen. Das hätte er nicht thun sollen; denn unter dieser Voraussetzung hat er ein Stück geschrieben, fast noch schlechter als der „Heiratschwindler“ und die „Flotten Geister“, und einen dem entsprechenden Durchfall erzielt. Amüsant waren an diesem Abend nur die Herren Schildkraut und Straßmeyer. Herrn Nagler wäre es vermuthlich gelungen, etwas vom langen Rest des Stückes anzufüllen. Allein, man hat ihn bekanntlich hinausdemenciert, ohne daß übrigens die magere Komik des Herrn Fröden deshalb saftiger geworden wäre.